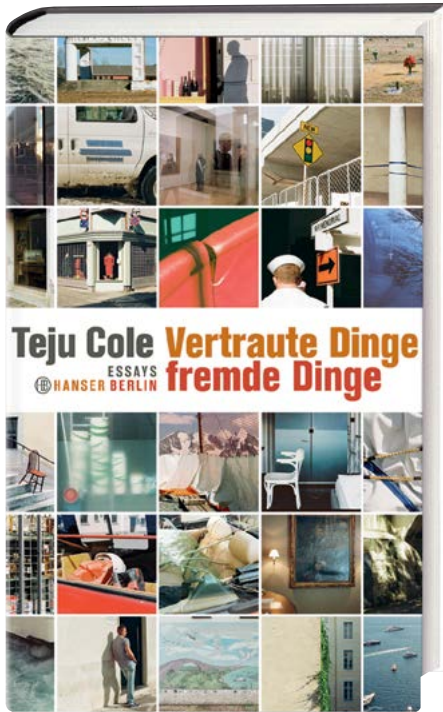


Leseprobe aus:
Teju Cole
Vertraute Dinge, fremde Dinge



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2016

 HANSER BERLIN



Teju Cole Vertraute Dinge, fremde Dinge

Aus dem Englischen von
Uda Strätling

Hanser Berlin

Die Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel *Known and Strange Things*
bei Random House, New York.

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-446-25294-3

© 2016 Teju Cole

All rights reserved

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2016

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortung
vollen Quellen

FSC® C083411

**Für Michael, Amitava
und Siddhartha**

Inhalt

Vorwort 11

I. Lesen

- Schwarzer Körper 17
Die Schwarzen im Boot 31
Platz für Mr. Biswas 39
Tomas Tranströmer 47
Dichter verschwiegener Dinge 52
Stets wiederkehrend 59
Auf bessere Art quälend 68
Derek Walcott 73
Acimans Alibis 79
Double Negative 84
Anstatt zu denken 89
Ein Gespräch mit Aleksandar Hemon 93

II. Sehen

- Ein See ohne Namen 111
Wangechi Mutu 120
Tatsächlich: Alter 125
Ein afrikanischer Cäsar 130
Peter Sculthorpe 135
Rot-Verschiebung 138
John Berger 141
Bildnis einer Dame 144
Vergegenständlichung 150

Saul Leiter	156
Ein wahrhaftiges Bild schwarzer Haut	160
Gueorgui Pinkhassov	168
Perfekt und ungeprobt	176
Disappearing Shanghai	182
Touching Strangers	187
Was dein ist, ist mein	192
Googles <i>macchia</i>	198
Atlas der Affekte	207
Erinnerungen an ungesehene Dinge	213
Tod hinterm Browser-Tab	218
Der unruhvolle Himmel	224
Gegen Neutralität	229

III. Dort sein

Fern von hier	237
Fremde Heimat	253
Umschreiben	256
Eines Lesers Krieg	272
Die Verrückten und die Spezialisten	280
Was es ist	285
Kofi Awoonor	287
Geiseln	292
In Alabama	295
Ungerechte Gesetze	299
Brasilianische Erde	306
Engel im Winter	315
Schatten in São Paulo	331
Zwei Wochen	337
Die Insel	346
Versöhnung	349
Herunterbrechen	353

Der weiße rettungsindustrielle Komplex	358
Perplex	369
Ein Stück von der Mauer	382

IV. Epilog

Blinder Fleck	399
---------------	-----

Danksagung	406
Bibliographie	408
Nachweise	412

Vorwort

*So. The Spear-Danes in days gone by
and the kings who ruled them had courage
and greatness.*

We have heard of those princes' heroic campaigns.

Wenn ich im Geschäft einen neuen Füller ausprobiere, schreibe ich die ersten Worte des *Beowulf* in der Übersetzung Seamus Heaneys. Ich kann sie seit Jahren auswendig, und irgendwann waren ebendiese Worte am schnellsten zur Hand, wenn ich den Tintenfluss eines Füllers prüfte. Einmal bemerkte in einem solchen Geschäft der Verkäufer, der mir dabei über die Schulter sah: »Hey, das ist super. Haben Sie sich das gerade ausgedacht, oder ...?«

Wir sind die Summe unserer Gewohnheiten. Bittet mich jemand, etwas auf Yoruba zu sagen, trage ich, fast ohne nachzudenken, einen Zungenbrecher aus meiner Kindheit vor: »Opolopo opolo ni ko mo pe opolop eniyan l'opolo l'opolo.« Viele Frösche wissen nicht, dass viele Menschen sehr schlau sind. Beim Soundcheck vor einer Rede oder vor einem öffentlichen Auftritt erzähle ich, anstatt zu zählen oder Tonleitern zu singen, regelmäßig Lucian Freuds Lieblingswitz. Er handelt von Körperflüssigkeiten und zeichnet sich auch dadurch aus, dass er nicht in dem Sinne »freudsch« ist, den man üblicherweise mit Lucians Großvater Sigmund assoziiert.

Die Frau eines Alkoholikers ist mit ihrer Geduld am Ende, und sie sagt zu ihm: Weißt du was, mir reicht's. Wenn du noch einmal betrunken nach Hause kommst, mit Fahne und vollgekotztem Hemd, dann war's das. Dann lasse ich mich scheiden. Eine Zeitlang reißt der Mann sich zusammen, aber bald wird das Verlangen nach Alko-

hol wieder übermächtig, und seine Freunde drängen ihn zu einem gemeinsamen Kneipenbesuch am Wochenende.

Meist sagen mir die Toningenieure an diesem Punkt, dass sie haben, was sie brauchen, und der Witz bricht damit ab.

Ich zitiere *Beowulf*, ich rezitiere meinen Yoruba-Zungenbrecher, ich erzähle Lucian Freuds Witz: Wir sind Geschöpfe privater Konventionen. Uns macht aber auch aus, wie wir unsere Grenzen erweitern. Das führt zu einigen meiner unverzichtbarsten Vorlieben, und selbst der flüchtige Leser wird rasch erkennen, welche Orte und Schriftsteller für mich Fixpunkte sind. Aber es betrifft auch erste Begegnungen, und ich möchte einige der Dinge, die ich dabei kennengelernt habe, in meinem Leben nicht mehr missen.

Der Mann sagt: Nein, meine Frau ist am Ende ihrer Geduld. Ich darf keinesfalls wieder betrunken nach Hause kommen. Einer seiner Kumpane sagt: Kein Problem. Du steckst dir einfach einen Zwanziger in die Brusttasche. Einen Zwanziger in die Brusttasche? Wozu? Damit du ihr, wenn du heimkommst und dein Hemd vollgekotzt ist, sagen kannst: Ich bin stocknüchtern, aber so ein Kerl in der Kneipe hat mein Hemd vollgekotzt. Es war ihm furchtbar peinlich, und sieh hier (du holst den Zwanziger raus), er hat mir für die Reinigung einen Schein zugesteckt.

Früher habe ich mich gefragt, wie künstlerische Freiheit aussehen könnte. Wenn ich schreiben könnte, was immer ich wollte, was würde ich dann schreiben? Ich befinde mich in der überaus glücklichen Lage, genau dazu Gelegenheit bekommen zu haben. Durch Aufträge verschiedener Zeitungen und Zeitschriften und angeregt von Anlässen und Einladungen konnte ich meinen Neigungen folgen und mir Gedanken zu einer Vielzahl von Themen machen. Das Gebiet, dem ich mich am häufigsten zuwandte, war die Fotografie. Aber auch Literatur, Musik, Reisen und Politik haben mich beschäftigt. Im Schreiben konnte ich ergründen, was ich über

diese Dinge wusste, was zu wissen war und wo die Grenzen des Wissens lagen.

Der Typ sagt sich: Geniale Idee. Am Wochenende zieht er mit den Jungs los, und sie betrinken sich wie üblich maßlos. Er wankt heim. Er hat sich vollgekotzt. Er ist in schlimmer Verfassung. Sie ist aufgeblieben, und sie sagt sofort: Sieh dich doch an, du bist widerlich, du kannst es einfach nicht lassen, das war's. Moment, Moment, lallt er. An diesem Punkt wiederholen die Toningenieure, dass sie definitiv genug haben, danke.

Dieser Band fasst den Begriff »Essay« weiter, als es Bücher dieser Art gemeinhin tun. Aber er ist nicht bloß die Ansammlung aller nichtfiktionalen Texte, die ich in acht Jahren fast unerlässlichen Schreibens vorgelegt habe. Erst recht ist er nicht der Versuch einer Gesamtschau meiner Interessen. Ich habe eine Vielzahl kürzerer Stücke, einige Zeitungskolumnen und mehrere Essays weggelassen, die thematisch für diesen Band zu speziell waren. In den Jahren der Entstehung dieser Texte habe ich viel über Lyrik, Musik und Malerei nachgedacht, ich habe Dutzende Reisen unternommen, und ich bin interessanten Künstlern begegnet, über die ich nicht oder nicht zu meiner Zufriedenheit geschrieben habe.

Es gibt ein anderes mögliches Buch, das alles das enthält, was hier fehlt. In diesem anderen Buch stehen andere Gewohnheiten im Vordergrund, werden andere ungewohnte Erfahrungen verzeichnet, und werden die Witze zu Ende erzählt. Dieses andere Buch hätte jedoch den Nachteil, dass alles fehlen würde, was in diesem steht. Es würde die hier gesammelten Erfahrungen zugunsten anderer aussparen. Dieses andere Buch wäre im Grundton womöglich anders: vielleicht kritischer, in der Herangehensweise analytischer, streitlustiger. Auch das Buch, das Sie hier in Händen halten, besitzt diese Eigenschaften, nur neigt es insgesamt mehr zur Epiphanie. Ich denke dabei an die Worte Mrs. Ramsays in

Zum Leuchtturm: »Alles schien möglich. Alles schien richtig. [...] Aus solchen Augenblicken, dachte sie, setzt es sich zusammen, das, was unvergänglich bleibt.«

Dieses Buch enthält, was mich bewegt hat und was ich bezeugt habe, was richtig schien und was Freude machte, was mich beunruhigt und was mich ermutigt hat, was meinen Möglichkeitssinn genährt und mir das Gefühl gegeben hat, zu sein, was Seamus Heaney beschrieb als »eine Hast, durch die vertraute und fremde Dinge ziehen«.

Teju Cole

Brooklyn, August 2016

I. Lesen

Schwarzer Körper

Dann fuhr der Bus in die Wolken hinein, und zwischen der einen und der nächsten Wolke konnten wir flüchtige Blicke auf die unter uns liegende Ortschaft erhaschen. Es war Abend und der Ort eine Konstellation gelber Lichtpunkte. Wir trafen eine halbe Stunde nach der Abfahrt aus Leuk ein. Der Zug nach Leuk war aus Visp, der aus Visp war aus Bern und der davor war aus Zürich gekommen, dem Ausgangspunkt meiner Reise am Nachmittag. Drei Züge, ein Bus und ein kurzer Spaziergang, allesamt durch herrliche Landschaft, und nun erreichten wir Leukerbad im Dunkeln. Trotz der eigentlich geringen Entfernungen gelangte man also gar nicht so leicht dorthin. Der 2. August 2014, James Baldwins Geburtstag. Lebte er noch, würde er jetzt neunzig. Er gehört zu denen, die im Begriff sind, der Zeitgenossenschaft zu entgleiten und historisch zu werden. John Coltrane wäre im selben Jahr achtundachtzig geworden, Martin Luther King jr. fünfundachtzig – Menschen, die noch unter uns sein könnten, die aber manchmal weit weg scheinen, als hätten sie vor Hunderten von Jahren gelebt.

James Baldwin brach erstmals 1951 aus Paris nach Leukerbad auf. Die Familie seines Lebenspartners Lucien Happersberger besaß in einem Bergdorf ein Chalet. Dorthin fuhr Baldwin, damals konfus und niedergeschlagen; und dort, in diesem Dorf (auch Loèche-les-Bains genannt), fand er Zuflucht. Der erste Besuch fiel in die Sommermonate; er blieb zwei Wochen. Im Winter kehrte er, zu seiner eigenen Über-

raschung, noch zweimal wieder. Sein erster Roman, *Gehe hin und verkünde es vom Berge*, fand hier seine endgültige Form. Mit dem Werk hatte er acht Jahre lang gerungen, und ausgerechnet an diesem unwahrscheinlichen Rückzugsort konnte er es zum Abschluss bringen. Er schrieb hier noch einen weiteren Text, nämlich den Essay »Ein Fremder im Dorf«, und es war dieser Essay, mehr als der Roman, der mich nach Leukerbad führte.

»Ein Fremder im Dorf« erschien zunächst 1953 in *Harper's Magazine* und wurde dann 1955 in die Sammlung *Notes of a native Son* aufgenommen. Der Essay behandelt die Erfahrung, in einem ausschließlich von Weißen bewohnten Ort schwarz zu sein. Er beginnt im Stil einer Expedition – wie die Charles Darwins nach Galapagos oder Tété-Michel Kpomassies nach Grönland. Dann aber nimmt er andere Themen auf und einen neuen Ton an, es geht um den amerikanischen Rassismus der fünfziger Jahre. Die Passagen, die sich mit dem Schweizer Bergdorf befassen, wirken so ratlos wie bekümmert. Baldwin weiß genau, wie absurd es ist, dass ein New Yorker Schriftsteller von Schweizer Bergdorfbewohnern, die vielfach über ihr Dorf nie hinausgekommen sind, als irgendwie minderwertig betrachtet wird. Wenn er aber auf die Lage der Schwarzen in Amerika zu sprechen kommt, ist er alles andere als ratlos. Er ist zornig und prophetisch, seine Sprache ist klar und hart und von einem eloquenten Furor.

Ich bezog ein Zimmer im Hotel Mercure Bristol. Ich öffnete die Fenster auf eine dunkle Aussicht, nichts war zu sehen, doch ich wusste, dass sich dort in der Dunkelheit das Daubenhorn erhob. Ich ließ ein Bad einlaufen und legte mich mit meiner alten Taschenbuchausgabe von *Notes of a Native Son* in der erhobenen Hand bis zum Hals ins warme Wasser. Die blechernen Klänge aus meinem Laptop stammten von Bessie Smith, die »I'm Wild About That Thing«

sang, einen dreckigen Blues von meisterlich plausibler Abstreitbarkeit: »Don't hold it baby when I cry / Give me every bit of it, else I'll die / I'm wild about that thing.« Was sie besang, konnte ebenso gut ein Blasinstrument sein. Dort in der Wanne erlebte ich zu Baldwins Worten und Bessies Stimme meinen Doppelgängermoment: Da war ich nun, in Leukerbad, während die *Empress of the Blues* von 1929 herübersang, ich bin schwarz wie er, ich bin schlank und habe auch eine Zahnlücke, ich bin nicht besonders groß (nein, schreib es hin: klein), ich bin auf dem Papier leise und persönlich lebhaft, es sei denn, es ist gerade umgekehrt, und ich war einst als Teenager ein feuriger Prediger. (Baldwin: »Nichts ist mir seither begegnet, was der Macht und der Herrlichkeit gleichkommt, die ich manchmal fühlte, wenn ich mitten in einer Predigt wusste, dass ich irgendwie, durch irgendein Wunder, wie sie sagten, ›voll des Wortes‹ war, wenn die Gemeinde und ich eins waren.«) Auch ich bin aus der Kirche ausgetreten und betrachte New York, selbst wenn ich gerade nicht dort bin, als mein Zuhause; und ich empfinde mich überall, ob in New York oder in den Schweizer Bergen, als Treuhänder eines schwarzen Körpers, der eine Sprache für all das finden muss, was das für mich und die Menschen, die mich ansehen, bedeutet. Der Vorfahr nahm vorübergehend von dem Nachfahren Besitz. Es war ein Moment der Identifikation, und er sollte mich in den folgenden Tagen leiten.

»Allem Anschein nach hat vor mir in dieses winzige Schweizer Dorf kein schwarzer Mann seinen Fuß gesetzt«, schrieb Baldwin. Doch das Dorf ist seit seinen Besuchen vor über sechzig Jahren erheblich gewachsen. Man kennt Schwarze inzwischen; ich war kein staunenswerter Anblick. Es gab beim Einchecken im Hotel ein paar verstohlene Blicke und auch in dem feinen Restaurant ein Stück weiter; verstohlene Blicke gibt es immer. Es gibt sie in Zürich, wo ich den Sommer ver-

bracht hatte, und es gibt sie in New York, wo ich seit vierzehn Jahren lebe. Es gibt sie überall in Europa, und es gibt sie in Indien – es gibt sie, wo immer ich außerhalb Afrikas hinkomme. Zur Nagelprobe wird erst die Frage, wie lange der Blick dauert, ob aus einem flüchtigen Blick ein starrer wird, welche Absicht dahintersteckt, ob in ihm Feindseligkeit liegt oder Spott und in welchem Maß er durch Verbindungen, Geld oder die Art, wie ich mich kleide, gemildert wird. Fremder sein heißt, Blicke auf sich zu ziehen, doch schwarz sein heißt, besondere Blicke auf sich zu ziehen («[...] die Kinder rufen *Neger!*, *Neger!*, wenn ich durch die Straßen gehe«). Leukerbad hat sich verändert, aber in welcher Weise? Tatsächlich waren auf den Straßen kaum Kinder zu sehen. Vermutlich saßen die Kinder von Leukerbad wie ihre Altersgenossen überall auf der Welt wie hypnotisiert vor Computerspielen, Facebook-Timelines oder Musikvideos. Möglicherweise waren einige der älteren Menschen, denen ich unterwegs begegnete, jene Kinder von damals, die über den Anblick Baldwins so gestaunt hatten und denen gegenüber er sich in seinem Essay um einen gelassenen Ton bemühte: »All dies hatte, das muss ich zugeben, den Charme echter Verwunderung und war gewiss ohne eine Spur absichtlicher Unfreundlichkeit; dennoch, nichts ließ darauf schließen, dass man mich für ein menschliches Wesen hielt: Ich war einfach ein lebendes Wunder.« Ihre Kinder oder Enkel sind heute ganz anders mit der Welt verbunden. Vielleicht gehören Fremdenfeindlichkeit oder Rassismus zu ihrem Leben, aber eben auch Beyoncé, Drake und Meek Mill, deren Musik ich freitagabends aus den Schweizer Clubs wummern höre.

Baldwin musste sich in den Fünfzigern seine Schallplatten mitbringen, eine Reiseapotheke gewissermaßen, er musste seinen Plattenspieler nach Leukerbad hochschleppen, damit amerikanischer Blues die Verbindung zum Geist Harlems

aufrechterhielt. Manches davon hörte ich auch bei meinem Aufenthalt, um ihm näher zu sein: Bessie Smith' »I Need A Little Sugar In My Bowl« (»I need a little sugar in my bowl / I need a little hot dog on my roll«), Fats Wallers »Your Feet's Too Big«. Und ich hörte meine eigene Playlist: Bettye Swann, Billie Holiday, Jean Wells, *Coltrane Plays the Blues*, Physics, Childish Gambino. Mit der Musik, die dich begleitet, kannst du dir dein eigenes inneres Wetter machen. Aber auch die Welt spielt mit: Als ich mich mittags einmal im Römerhof zum Essen hinsetzte – an diesem Tag waren Gäste und Personal ausschließlich weiß –, lief im Lokal Whitney Houstons »I Wanna Dance With Somebody«. Die Geschichte ist jetzt und das schwarze Amerika.

Abends in einer Pizzeria starrte mich eine Tischrunde britischer Touristen an. Aber die Kellnerin war dunkelhäutig, und im Hotel arbeitete im Spa ein älterer Schwarzer. »Die Menschen sind der Geschichte ausgeliefert, und die Geschichte ist den Menschen ausgeliefert«, schrieb Baldwin. Aber es fliegen eben Bruchstücke der Geschichte herum und bleiben gemäß einer nicht immer klaren Logik irgendwo liegen, nur selten sehr lange. Weniger interessant vielleicht als die Tatsache, dass ich nicht der einzige schwarze Mensch im Dorf bin, ist die, dass viele Menschen, die mir begegnen, auch Fremde sind. Das ist die größte Veränderung von allen. Umgab das Dorf ehemals ein Hauch von Heiligkeit, die Aura eines alpinen Lourdes, so ist es heute ein geschäftiger Ort voller Besucher aus der Schweiz wie aus Deutschland, Frankreich, Italien und ganz Europa, aus Asien, Nord- und Südamerika. Leukerbad ist zum beliebtesten Thermalbad der Alpen geworden. Die Thermen und Bäder sind belebt. Es gibt Hotels in jeder Straße und jeder Preiskategorie, es gibt Restaurants und Luxusgeschäfte. Wer in tausendfünfhundert Metern Höhe eine zum Heulen teure Uhr kaufen will, kann es hier tun.

Die besseren Hotels haben ihre eigenen Thermalbäder. Im Hotel Mercure Bristol fuhr ich im Aufzug hinunter in den Spa-Bereich und hockte mich in die Sauna. Wenig später glitt ich in den Pool und trieb draußen im warmen Wasser. Es waren noch andere da, aber nicht viele. Es nieselte. Wir waren von Bergen umschlossen und schwebten in unsterblichem Blau.

In ihrem großartigen Buch *Harlem is Nowhere* schreibt Shafira Rhodes-Pitts: »In fast jedem von James Baldwins Essays über Harlem stößt man auf eine literarische Finte von der Art, wie sie ihm als Sportler den Ruf eingebracht hätte, den ›Jimmy‹ erfunden zu haben. Für mich gleicht dieser ›Move‹ einem filmischen Kunstgriff, weil er in seiner Wirkung an eine Technik erinnert, bei der Kameraleute von einer Nahaufnahme in eine Totale aufziehen, während der Fokus auf einem Punkt in der Ferne bleibt.« Dieser Trick, beschreibt Rhodes-Pitts, dieses plötzliche Weiten des Blickwinkels, findet sich auch in anderen, nicht um Harlem kreisenden Essays des Autors. In »Ein Fremder im Dorf« gibt es eine Passage, die sich über rund sieben Seiten zieht und deren Ton in dem Moment merklich schärfer und drängender wird, wo Baldwin das ruhige Fabulieren des Anfangs hinter sich lässt. Von den Dorfbewohnern heißt es nun:

Diese Menschen können unter dem Gesichtspunkt der Macht nirgends in der Welt Fremde sein; im Grunde haben sie die moderne Welt erschaffen, auch wenn sie es nicht wissen. Der Ungebildetste unter ihnen ist auf eine Art, wie ich es nicht sein kann, mit Dante verwandt, mit Shakespeare, Michelangelo, Aischylos, Leonardo da Vinci, mit Rembrandt und Racine. Die Kathedrale von Chartres bedeutet ihnen etwas, was sie mir nicht bedeuten kann, und genauso verhielte es sich mit New

Yorks Empire State Building, sollte einer von ihnen es jemals zu Gesicht bekommen. Aus ihren Kirchenliedern und Tänzen gingen Beethoven und Bach hervor. Nur wenige Jahrhunderte zurück, und sie befinden sich auf dem Höhepunkt ihres Glanzes – doch ich bin in Afrika und sehe die Eroberer ankommen.

Was soll diese Aufzählung? Stört es Baldwin wirklich, dass eine sehr ferne Verwandtschaft die Bewohner von Leukerbad mit Chartres verbindet? Dass ein hauchdünner genetischer Faden sich bis zu Beethovens Streichquartetten spannt? Schließlich müsse man einsehen, wie er später in seinem Essay schreibt, »welchen ungeheuren Einfluss die Gegenwart des Negers auf den amerikanischen Charakter gehabt hat«. Baldwin weiß um das Wahre und Kunstvolle des Gesangs von Bessie Smith. Er will und kann – möchte ich glauben – den Blues nicht geringer schätzen als Bach. Aber die 1950er waren von vorgefassten Meinungen über schwarze Kultur geprägt. Inzwischen reicht die Liste schwarzer Kulturleistungen leicht für ein Allstar-Team: Es gab Coltrane und Monk und Miles, Ella und Billie und Aretha. Es kamen Toni Morrison, Wole Soyinka und Derek Walcott, Audre Lorde, Chinua Achebe und Bob Marley. Und der Körper wurde zugunsten des Kopfes nicht vernachlässigt: Es kamen auch Alvin Ailey, Arthur Ashe und Michael Jordan. Aus den Quellen des Jazz und des Blues flossen der Welt Hip-Hop, Afrobeat, Dancehall und House zu. Und ja, als James Baldwin 1987 starb, war auch er längst zum Allstar geworden.

Während er noch seine Gedanken zur Kathedrale von Chartres und der gewaltigen Leistung ihrer Erschaffung vertieft und darüber nachsinnt, dass Schwarze dabei aus seiner Sicht nur als Kehrseite vorkommen, als Teufel, stellt Baldwin fest, dass »der amerikanische Neger durch den vollständigen

Bruch mit seiner Vergangenheit zu seiner Persönlichkeit gefunden hat«. Aber auch die verschüttete afrikanische Vergangenheit ist heute leichter zugänglich, als sie es 1953 war. Mir würde es gar nicht in den Sinn kommen zu denken: »Doch ich bin in Afrika und sehe die Eroberer ankommen.« Ich vermute, dass dieser Satz für Baldwin auch ein rhetorischer Kunstgriff ist, eine düstere Kadenz zum Ende eines Absatzes. In »Eine Frage der Identität« (einem weiteren Essay, der in *Notes of a Native Son* enthalten ist) schreibt er: »Die Wahrheit über die Vergangenheit ist nicht, dass sie zu kurz oder zu flüchtig sei, sondern vielmehr, dass wir, indem wir uns so energisch von ihr abwandten, ihr auch nie abverlangt haben, was sie zu geben hat.« Die Hofkünstler von Ife nutzten für ihre Bronzeskulpturen im vierzehnten Jahrhundert ein raffiniertes Gussverfahren, das Europa seit der Antike nicht mehr beherrschte und erst in der Renaissance wiederentdeckte. Die Bronzen von Ife stehen dem Werk von Ghiberti und Donatello in nichts nach. Ihre präzise Ausführung und ihr Formenreichtum lassen auf ein mächtiges Königreich mit einem weiten Netz herausragender Werkstätten schließen, mit weltweiten Handelsbeziehungen und regem geistigen Austausch. Und das gilt nicht nur für Ife. Ganz Westafrika war ein kulturelles Treibhaus. Von der egalitären Organisation der Igbo über die Goldschmiedekunst am Hof der Aschanti-Könige und die Bronzen Benins bis hin zu den militärischen Erfolgen des Malireichs und seinen Griots mit ihren Preisgesängen auf die Kriegshelden hat diese Weltregion in Kunst und Leben viel zu viel bewegt, um auf die Karikatur derjenigen reduziert zu werden, die »die Eroberer ankommen sehen«. Heute wissen wir es besser. Wir wissen es dank der Fülle entsprechender Forschungsergebnisse, und wir wissen es implizit, so dass selbst eine Aufzählung der Errungenschaften eher lästig wird und höchstens als Replik auf den Eurozentrismus taugt.

Es gibt keine Welt, in der ich zugunsten – sagen wir mal – der Sonette Shakespeares auf die numinoso-machtvolle Yorubadichtung verzichten wollte, noch eine, in der ich Kammerorchestern, die Barockmusik spielen, den Vorzug vor der Kora, der Harfenlaute Malis, gäbe. Ich nenne das alles mit Freuden mein. Der unbekümmerte Zugriff ist teils ein Geschenk der Zeit. Ich profitiere von den Kämpfen vorausgegangener Generationen. Ich fühle mich in Museen nicht fremd, auch wenn es nicht die Kunst meiner Vorfahren ist, die gezeigt wird. Doch Baldwin quälte die Frage der Teilhabe sehr. Er reagierte ebenso empfindsam auf große weltkulturelle Leistungen wie auf seinen gefühlten Ausschluss von ihnen. Im titelgebenden Essay in *Notes of a Native Son* zählt er abermals auf (geradeso, als hätte man ihm gegenüber in Diskussionen mit derartigen Listen aufgetrumpft): »[D]as heißt, dass ich auf eine subtile, auf eine profunde Weise meine besondere Daseinsform zu Shakespeare, Bach, Rembrandt, den Denkmälern von Paris, der Kathedrale von Chartres und dem Empire State Building in Beziehung setzte. Sie waren nicht mein Werk, in ihnen war nichts von meiner Vergangenheit. Immer würde ich vergeblich in ihnen eine Spiegelung meiner selbst suchen. Ich war ein Eindringling; dies war nicht mein Erbe.« Die Sätze beben vor Trauer. Was er liebte, erwiderte seine Liebe nicht.

Hier trennen sich unsere Wege, Baldwins und meiner. Nicht sein spezieller Kummer ist mir unlieb, sondern die Selbstverleugnung, die ihn daran kettete. Bach – die Menschlichkeit, der er Ausdruck gibt – ist sehr wohl mein Erbe. Ich bin kein Usurpator, wenn ich ein Rembrandt-Porträt betrachte. Sie bedeuten mir mehr als manchen Weißen, ebenso wie manchen Weißen bestimmte Merkmale der afrikanischen Kunst mehr bedeuten als mir. Ich kann gegen weiße Vorherrschaft sein und mich trotzdem für die gotische Baukunst be-

geistern. Darin fühle ich mich Ralph Ellison näher: »Die Werte meiner Leute sind weder ›weiß‹ noch ›schwarz‹, sie sind amerikanisch. Und was sollten sie anderes sein, schließlich sind wir Teil der amerikanischen Erfahrung.« Und doch verstehe ich, der ich fast ein halbes Jahrhundert nach Baldwin in den USA geboren wurde, was ihn bewegte, denn ich habe die gleiche schwelende Wut über Rassismus im Leib. In Baldwins Werk ist ein Hunger nach Leben spürbar, dem *ganzen* Leben, und der starke Wunsch, keinesfalls nicht zu zählen (bloß ein Nigger in Amerika, bloß ein Neger in der Schweiz), wo er doch so vieles ist. Bei diesem »vielen« geht es nicht um ein Schriftstellerego oder die Sorge um sein Ansehen in New York oder Paris. Es geht um grundlegende menschliche Empfindungen, um Lust, Leid, Liebe, Humor und Trauer, und um die Komplexität des Innenlebens, das diese Gefühle nährt. Für Baldwin war es unbegreiflich, dass auch nur irgendwer an irgendeinem Ort diese menschliche Grundausstattung in Frage stellen und ihm somit die ungeheure Zeitverschwendung aufbürden konnte, die der Rassismus darstellt – schon gar nicht so viele Menschen an so vielen Orten. Diese fortdauernde Befähigung, erschüttert werden zu können, durchbebt seine Texte. »Der Zorn der Entrechteten nützt dem Einzelnen nichts«, schreibt er, »aber er lässt sich auch nicht unterdrücken.«

Leukerbad bot Baldwin die Gelegenheit, über die Anfangsgründe weißer Vorherrschaft nachzudenken. Es war, als begegnete sie ihm dort in ihrer elementarsten Form. Männer, die vorschlugen, er solle doch Ski fahren lernen, damit sie sich umso besser mokieren könnten; Dorfbewohner, die ihn hinter seinem Rücken beschuldigten, Brennholz gestohlen zu haben, und andere, die sein Haar berühren wollten und vorschlugen, er solle es wachsen lassen und als Wintermantel benutzen; Kinder, »denen man beigebracht hat, dass

der Teufel ein Schwarzer Mann ist«, und die »vor Todesangst« kreischten, wann immer er auftauchte – Baldwin sah sie als prototypisch für Haltungen (konserviert wie Quastenflosser), die mittlerweile zu den intimen, vielschichtigen, vertrauten, obszönen amerikanischen Ausdrucksformen weißer Vorherrschaft mutiert waren, die er so gut kannte.

Es ist ein schönes Dorf. Mir gefiel die Bergluft. Bis ich dann aus dem Thermalbad oder von einem Rundgang mit meiner Kamera auf mein Zimmer zurückkehrte und online die Nachrichten las. Die Kette der Krisen riss nicht ab: im Nahen Osten, in Afrika, in Russland und eigentlich auch überall sonst. Das Leid war universell. Doch inmitten der allgemeinen Not gab es eine Reihe miteinander verbundener Geschichten, und weil ich an »Ein Fremder im Dorf« dachte, weil ich im inneren Dialog mit diesem Text dachte, war es, als hätte ich ein Kontrastmittel in die Nachrichtenaufnahme gespritzt. Die amerikanische Polizei erschoss weiterhin unbewaffnete Schwarze oder tötete sie auf andere Weise. Den Protesten, die daraufhin in den schwarzen Gemeinden laut wurden, begegneten die Polizeikräfte, die kaum noch von Invasionstruppen zu unterscheiden waren, mit brutaler Gewalt. Die Menschen begannen, hinter den Ereignissen Methode zu wittern: den Schießereien, dem tödlichen Würgegriff, den Meldungen darüber, wer medizinisch nicht adäquat versorgt worden war. In den schwarzen Gemeinden stieg der Druck von Empörung und Schmerz an.

Unter den Meldungen erregte eine kleine, weit weniger bedeutende (und doch bedeutsame) Geschichte meine Aufmerksamkeit. New Yorks Bürgermeister und sein Polizeichef sind ordnungspolitisch besessen von Sauberkeit, von Säuberung, und so hatte man beschlossen, ein Beitrag hierzu sei die Verfolgung von Tanzgruppen, die in den Subways auf-

treten. Ich las die Rationalisierungen für die Initiative: Passagiere fürchteten Verletzungen durch versehentliche Fußtritte (ist nie vorgekommen, aber die Angst geht um); viele fühlten sich durch die Vorführungen belästigt; Berater setzten auf die Präventivwirkung der Ahndung solcher Ordnungswidrigkeiten, die schweren Delikten vorbeugen werde. Also rückte die Polizei aus, um diese Bedrohung durch Tänzer zu bekämpfen. Sie jagte, sie schikanierte, sie nahm fest. Das »Problem« waren die Tänzer, und die Tänzer waren überwiegend junge Schwarze. Die Presse stieß in dasselbe Horn wie die Behörden; man rümpfte über die Straßenkünstler die Nase. Dabei sind diese Tänzer im trüben Alltag ein Lichtblick, ein Augenblick unregulierter Schönheit, Künstler mit Talenten, die jenseits der Vorstellung ihres Publikums liegen. Wie kommt jemand darauf, dass ihre Verbannung die urbane Lebensqualität verbessert? Niemand empfindet die Vermummten zu Halloween als Bedrohung der öffentlichen Ordnung. Es werden weder Menschen verfolgt, die Kekse für gute Zwecke verkaufen, noch die Zeugen Jehovas. Der schwarze Körper aber ist vorverurteilt, er wird folglich unnötigen Gefahren ausgesetzt. Schwarz zu sein bedeutet, bevorzugtes Ziel selektiver Strafverfolgung zu sein und psychisch in einem prekären Zustand zu leben, der körperliche Unversehrtheit nicht garantieren kann. Du bist zuallererst ein schwarzer Körper und erst dann ein junger Mann, der die Straße entlanggeht, oder ein Harvard-Professor, der seine Schlüssel sucht.

William Hazlitt schrieb 1821 in einem Essay mit dem Titel »The Indian Jugglers« Zeilen, die mir durch den Kopf gehen, wann immer ich großartigen Sportlern oder Tänzern zusehe: »Mensch, du wundersames Geschöpf, deine Wege sind unerforschlich! Du vollbringst Staunenswertes und machst daraus wenig! – Schon die Körperbeherrschung kapert die Einbildungskraft und raubt der Bewunderung den Atem.«

Manchen stockt der Atem jedoch nicht vor Bewunderung, sondern vor Wut. Sie stören sich an schwarzen Körpern (einem unbewaffneten Jungen auf der Straße, einem Mann, der Spielzeug kauft, einem Tänzer in der Subway) genauso wie an schwarzem Geist. Parallel zu dieser Negierung aber wird endlos Kapital aus schwarzen Leistungen und schwarzer Kreativität akkumuliert. Unsere gesamte Kultur ist durchdrungen von Imitationen des Gangs, der Haltung und der Kleidung schwarzer Körper, einer vampirischen Kooptierung aller Facetten schwarzen Lebens – »bis auf die Bürde«.

Leukerbad ist rings von Bergen umgeben: das Dauberhorn, das Torrenthorn, das Rinderhorn. Die Gemmi-Passhöhe weitere achthundertfünfzig Meter über dem Dorf verbindet den Kanton Wallis mit dem Berner Oberland. Durch diese Landschaft – zerklüftet, mal kahl, mal grün, ein Lehrbuchbeispiel für das Erhabene – bewegt man sich wie durch einen Traum. Berühmt ist der Gemmi-Pass nicht ohne Grund: Goethe hat ihn einmal begangen, ebenso wie Byron, Twain und Picasso. Der Pass kommt in einem der Abenteuer des Sherlock Holmes vor, wenn der Detektiv ihn auf dem Weg zur schicksalhaften Begegnung mit Professor Moriarty an den Reichenbachfällen überquert. Am Tag meines Aufstiegs war das Wetter schlecht, Regen und Nebel, was aber ein Glück war, denn dadurch war ich auf den Wegen weitgehend allein. Ich dachte dabei an eine Anekdote Lucien Happersbergers über eine Wanderung mit Baldwin in diesen Bergen. Baldwin war beim Abstieg gestolpert, und einen Augenblick lang war die Lage heikel. Doch als erfahrener Bergsteiger konnte Happersberger seine Hand packen, und Baldwin war gerettet. Dieser Schreckensmoment, dieser so wunderbar biblische Moment, bescherte Baldwin den Titel für das Buch, mit dem er zu der Zeit noch rang: *Gehe hin und verkünde es vom Berge*.

War Leukerbad seine Bergkanzlei, dann waren die USA seine Gemeinde. Das entlegene Dorf schärfte seinen Blick für die Lage daheim. In Leukerbad sei er ein Fremder gewesen, schrieb Baldwin, während es Schwarzen in den USA unmöglich sei, Fremde zu sein, und Weißen, ihre Phantasie eines von allen Schwarzen bereinigten Amerika Wirklichkeit werden zu lassen. Dieses Phantasma entbehrlichen schwarzen Lebens ist in der amerikanischen Geschichte eine Konstante. Es braucht seine Zeit, bis man begreift, dass diese Entbehrlichkeit weiter phantasiert wird. Weiße brauchen ihre Zeit, Menschen nichtschwarzer Hautfarbe brauchen ihre Zeit und etliche Schwarze auch, ob sie ihr ganzes Leben schon in den USA leben oder ob sie Spätankömmlinge sind wie ich und anderswo mit anderen Kämpfen groß wurden. Der amerikanische Rassismus hat viele Gesichter und viel Zeit gehabt, seine Tarnung zu perfektionieren. Er ist imstande, seine Häme still und heimlich zu horten und dabei unschuldig zu tun. Er ist wie die Frauenfeindlichkeit atmosphärisch. Du siehst ihn zunächst nicht. Aber mit der Zeit begreifst du.

»Menschen, die ihre Augen vor der Wirklichkeit verschließen, beschwören einfach ihren eigenen Untergang herauf, und jeder, der darauf besteht, in einem Zustand der Unbefangenheit weiterzuleben, lange nachdem diese Unbefangenheit überholt ist, verwandelt sich in ein Ungeheuer.« Das Fazit des Tages (alt und zugleich so heiß brennend wie eine frisch geschlagene Wunde) lautet, dass schwarze amerikanische Leben – das sagen uns Polizei, Rechtsprechung, Wirtschaft und zahllose Gesten der Missachtung – entbehrlich sind. Es gibt eine muntere Inszenierung von Unschuld, aber tatsächliche Unschuld existiert längst nicht mehr. Die moralische Bilanz ist so weit im Minus, dass wir die Frage der Reparationen gar nicht stellen können. Baldwin schrieb »Ein Fremder im Dorf« vor mehr als sechzig Jahren. Und nun?

Die Schwarzen im Boot

Vor zwei Jahren erhielt ich die Einladung zu einem Abendessen in New York. Es fand in einer Penthousewohnung an der Upper East Side in Manhattan statt. Unsere Gastgeberin war nicht nur reich: Der Name der Familie wurde schon so lange mit Geld im selben Atemzug genannt, dass er geradezu zum Synonym für Wohlstand geworden war. Anlass des Essens war das Erscheinen des jüngsten und möglicherweise letzten Buchs eines berühmten und inzwischen betagten Schriftstellers. Da das Buch von Afrika handelte und da ein Mann, der in die Jahre kommt, sich Gedanken um sein Vermächtnis macht, hatte der Autor, selbst kein Afrikaner, darum gebeten, man möge für ihn statt der üblichen Buchpremiere ein kleines Essen mit einigen jungen afrikanischen Schriftstellern arrangieren. So war ich zu meiner Einladung gekommen.

Ich stand im luxuriösen Wohnzimmer des Penthouse inmitten von Morandi-Gemälden und Picasso-Graphiken, ein Glas in der Hand. Ein dezentes Pingeln des Privatfahrstuhls zeigte die Ankunft des betagten Autors und seiner Frau mittleren Alters an. Er war klein und gedrungen – etwas dicklich sogar, obwohl man ihm ansah, dass das nicht immer so gewesen war –, und er überquerte die Marmorfliesen etwas unsicher, gestützt auf einen Stock und am Arm seiner hochgewachsenen Frau, einer eleganten dunkelhaarigen, dunkeläugigen Erscheinung mit einem Pashminaschal. Mein Agent, der auch der Agent des alten Autors war, machte uns miteinander bekannt. »Teju, darf ich vorstellen: Vidia Naipaul.«

Das Zischen sich füllender Sektkelche. Gläserklirren. Weit unter uns lag der nur zu erahnende East River, dahinter schimmerten die Lichter von Queens. Ganze Welten an Informationen lagen in dem weiten Dunkel, gehüllt in den Mantel der Nacht. Vidia – er hatte darauf bestanden, dass ich ihn so nenne –, dem der Agent von meinen Texten über Lagos und New York erzählt hatte, fragte: »Haben Sie je etwas zu Tutuola veröffentlicht?« Ich sagte, nein, das hätte ich nicht. »Das wäre aber interessant«, sagte er. Ich wandte ein, ich fände Tutuolas Werk seltsam, eher unbedeutend. Seine Geistwesen und Wälder und sein künstlich gebrochenes Englisch bestätigten doch bloß die Vorurteile westlicher Leser. »Ebendas wäre ja das Interessante«, meinte er. »Eine Neubewertung. Sie könnten dazu Wertvolles beitragen.«

»Vom Dach hat man eine herrliche Aussicht«, meinte unsere Gastgeberin. »Und Vidia hat Höhenangst«, erwiderte Nadira, Lady Naipaul, »ihm wird schwindlig.« Als die Frauen sich entfernten, sagte ich, weil ich nervös war und weil ich beim Meister ein bisschen Eindruck schinden wollte: »Vielleicht braucht nicht jeder den Nervenkitzel realer Höhe. Bei Frank O'Connor heißt es irgendwo, Lesen sei auch eine Art schwindelnde Höhe und womöglich noch gefährlicher.« – »Ach ja?«, meinte Vidia. »Das ist gut.« Und dann wurden wir zu Tisch gebeten.

Ich schreibe dies in London. Es ist Ende August, und ich sitze im Decksaufbau einer Art Boot. Das Gebilde ist ein Staffageobjekt, das man aufs Dach der Queen Elizabeth Hall gesetzt hat, als wäre es nach einer Flut dort gestrandet. Der Himmel ist frisch und weiß, der Himmel, der wie jeden Morgen die erste Seite aufschlägt. Unter mir beginnen emsige kleine Menschen ihren Tag, dem Betrachter unerforschlich und sich selbst unbekannt. London ist aus dieser seltsamen Warte

zisiert wie ein Stich. Rote Spielzeugbusse kreuzen wie unter Wiederholungszwang die Waterloo Bridge. St. Paul's Cathedral marschiert weiß voran, die Gebäude der Skyline folgen weiß auf weiß hinterdrein. Die Steine von London sind weiß und fahl, der Himmel ist weiß und fahl und beginnt eben erst, das Blau durchscheinen zu lassen. Beladene Lastkähne bringen Waren als Nachrichten aus aller Welt. Über alledem sitze ich in einem Boot, das im Fluss der Zeit gestrandet ist.

An dem Essen nahmen neben Sir Vidia und Lady Naipaul ein bekannter amerikanischer Schauspieler und seine dritte Frau teil. Weitere Gäste waren Vidias Lektor, unser Agent und seine Frau sowie drei weitere junge afrikanische Autoren. Zum Essen gab es einen von unserer Gastgeberin stolz als hauseigen angekündigten und beinahe rituell ausgeschenkten Bordeaux. Dergleichen kann eigentlich nur enttäuschen, aber der Wein war außergewöhnlich gut. Entsprechend angeregt brachten wir Toasts auf V. S. Naipaul aus, der gebeugt, gelassen und etwas müde auf seinem Stuhl saß, wiederholt nickte und »danke, danke« sagte, mit einer jener typischen Doppelungen, die ihm längst in Fleisch und Blut übergegangen sind. Als drei oder vier Vorredner gesprochen hatten, nahm ich meinen Mut zusammen und sagte: »Vidia, ich möchte mich der Würdigung Ihres Werkes anschließen« – obwohl ich sein neues Buch, *Afrikanisches Maskenspiel*, vermeintlich eine Erkundung der Religionen Afrikas, bei aller Beobachtungs- und Sprachkunst ehrlich gesagt etwas eng und angestrengt fand, lange nicht so gut wie seine anderen literarischen Erkundungsreisen; aber es gibt eine Zeit für die Literaturkritik und eine Zeit für Trinksprüche. Ich fuhr also fort: »Ihr Werk bedeutet einer ganzen Generation postkolonialer Schriftsteller sehr viel. Nicht allen Ihrer Ansichten stimme ich zu, einigen würde ich sogar stark widersprechen« – dem »stark« verlieh ich bewusst einen drohenden

Unterton –, »aber von Ihnen habe ich gelernt, in dem, was ich vertrete, selbst auf produktive Weise zu Widerspruch herauszufordern. Ich und andere haben von Ihnen gelernt, dass es gut ist, unabhängig zu sein, dass es gut ist, seinen eigenen Weg zu gehen und gegen den Strom zu schwimmen. Sie sind unbeirrt Ihren Weg gegangen, gleich zu welchem Preis. Dafür möchte ich Ihnen danken.« Ich erhob mein Glas, und alle taten es mir gleich. Ein Schweigen trat ein, und Vidia blickte ernst, fast verschämt. Aber es war ein warmer Blick. »Danke«, sagte er. »Ich bin tief gerührt. Ich bin tief gerührt.«

Das Boot, dessen Kommandant ich vorübergehend bin, heißt »Roi des Belges«. 1890 steuerte Joseph Conrad einen gleichnamigen Flussdampfer den Kongo hinab. Die Reise wurde zur Inspirationsquelle für *Das Herz der Finsternis*, eine verstörende Novelle mit Rahmen- und Binnenerzähler, die eine düstere, erstickende, barbarische Geschichte vor uns ausbreiten. Conrad schrieb sie im letzten Jahr des neunzehnten Jahrhunderts und legte sie bei Anbruch des zwanzigsten vor. Der Ausguck also, in dem ich über der Themse hocke – der Himmel ist jetzt blau, das Halbrund der Aussicht voll langgezogener Stratuswolken –, dieser Ausguck, von dem aus sich mir die Stadt offenbart, aber ich mich nicht ihr, ist eine Hommage an Conrads bittere Vision. Was mag es bedeuten, wenn der Schwarze das Boot steuert? Und wenn die am Ufer, zahlreich und ununterscheidbar, weiß sind?

Das Herz der Finsternis entstand, als die Plünderung afrikanischer Ressourcen durch europäische Abenteurer oberstes Gebot war – wie sie es bis heute ist. Das Buch warf Fragen auf, die uns noch heute beschäftigen. Was heißt es, über andere zu schreiben? Wer sind diese anderen? Beziehungsweise dringlicher: Wer ist das sprachmächtige »Wir«? In *Das Herz der Finsternis* sprechen die Schwarzen – die »Nigger«, wie das

Buch sie nennt, das Wort jedes Mal wie ein tödlicher Hieb – nur zweimal, einmal als bekennende Kannibalen, dann, später, als sie die stammelnde Botschaft »Mistah Kurtz, er tot« überbringen. Ansonsten bestehen diese Nigger, diese Wilden aus wenig mehr denn aus Schemen und Gewalt, schufteten stumm auf dem Dampfboot oder greifen stumm, erbittert, ohne Verstand und tödlich vom Ufer aus an. Dieses primitive, untermenschliche Afrika ist nicht nur jedem Afrikaner unverständlich, es ist auch jedem redlichen Nichtafrikaner unverständlich. Vor hundert Jahren hielt man es schlicht für wahr, es entsprach den gängigen europäischen Ansichten über Afrikaner. Heute sind wir viel weiter. Das alles liegt hinter uns, oder nicht?

»Die ersten vier Tage regnete es.« Vidiyas Gesicht legte sich in vergnügte Falten. »Gefällt Ihnen das?« – »Ja, sehr. Es ist schlicht. Verheißungsvoll.« – »Mir gefällt es auch!«, sagte er. Was ich zitiert hatte, war der erste Satz von *Das Rätsel der Ankunft*, seinem vielschichtigen Roman über ein Immigrantleben im ländlichen England. Ich schätze Naipauls Reiseerzählungen, seine Besuche in den »dunklen Gegenden« der Welt, die Geduld, mit der er seinen Gesprächspartnern im Iran, in Indonesien, in Indien und anderswo komplexe Lebensberichte entlockt. Ich mag *Indien. Ein Land im Aufruhr*, ich mag *Eine islamische Reise* und den langen Essay »Die Krokodile von Yamoussoukro«, die alle, so unbequem sie mitunter sind, doch die Wucht von Offenbarungen haben. Diese Texte sind nicht deshalb mutig, weil in ihnen Widerspruch erhoben und gelegentlich verquere Meinungen geäußert werden, sondern weil sie ganz im Gegenteil wenig Meinung enthalten, weil sie vielmehr kunstvolle Verdichtungen Dutzender Gespräche darstellen. Es sind Texte, in denen die anderen, wer immer sie sind, selbst zu Wort kommen und –

manchmal unwillentlich – Zeugnis ablegen von Haltungen und Lebensweisen voller Widersprüche, aber auch tiefer Menschlichkeit. Doch besonders *Das Rätsel der Ankunft*, in seiner nie nachlassenden Intensität, der Intelligenz, mit der es sich der Welt der Menschen und der Natur verpflichtet, hat meine eigene Arbeit, mein eigenes Ohr für Sprache beeinflusst. Seine innere Musik liebe ich unvermindert.

Die ersten vier Tage regnete es. Ich konnte kaum erkennen, wo ich war. Dann hörte es auf zu regnen, und hinter dem Rasen und den Nebengebäuden vor meinem Häuschen sah ich Felder, begrenzt von kahlen Bäumen; und in der Ferne, je nach Lichteinfall, das Glitzern eines kleinen Flusses, ein Glitzern, das merkwürdigerweise manchmal über dem Land zu liegen schien.

Was Vidia schrieb, fesselte mich nicht zuletzt deshalb, weil er schließlich selbst einer der anderen war. Auch er wurde als wild und seinem eigenen höhnischen Wort zufolge »halb fertig« angesehen. Er war selbst ein Widerspruch wie kein anderer.

Die Tafel war aufgehoben. Wir unterhielten uns, Vidia, unsere Gastgeberin und ich. Er war gut gelaunt, sonnte sich in der Aufmerksamkeit. Unsere Gastgeberin brachte uns zur Begutachtung einige Rara aus ihrer Sammlung. Es waren Sonderausgaben der Werke Mark Twains, jeweils mit Epigramm auf dem Vorsatzblatt und seiner Unterschrift darunter. Die Epigramme waren typisch Twain: ironisch, dunkel. Wir beugten uns über die alten Bände, und mit zusammengekniffenen Augen bemühten wir uns, Vidia und ich, die Worte der eleganten, aber gelegentlich unleserlichen Handschrift Twains zu entziffern. Wir saßen dicht nebeneinander, und Vidia stützte

sich unbefangen mit einer Hand auf meinem Knie ab. Ich las: »Mit etwas Mühe lernen wir bald, Widrigkeiten zu ertragen. Die der anderen, selbstverständlich.« Heiterkeit. »In den meisten Berufen muss man, um zu reüssieren, Können beweisen; bei Anwälten reicht Schweigen.« Erneut Heiterkeit. Vidia hob an: »Wissen Sie, die erinnern mich sehr an ...« – stets der eifrige Schüler, rief ich: »La Rochefoucauld!« – »Ja!«, sagte er. »Ja! La Rochefoucauld.« Und mit Staunen im Blick und dem Gewicht seiner Hand und des Arms auf meinem Knie wandte er sich um, sah zu unserer Gastgeberin hinter uns hoch und sagte: »Er ist wirklich gut. Er redet so gut, er redet gut.« Und dann, mir zugewandt: »Sie reden sehr gut.« In jedem anderen Zusammenhang wäre mir das Lob dürftig oder gar kränkend erschienen. Aber wir hatten Bordeaux getrunken, wir lachten mit einem längst toten Twain, und mir war es gelungen, den listigen alten Fuchs zu verblüffen.

Unsere Gastgeberin wandelte weiter, und Vidia und ich plauderten über dieses und jenes. Schnelle Urteile wurden gefällt. Der schlichte Stil Hemingways sei Masche und mit dem seinen, fand Vidia, überhaupt nicht zu vergleichen. *Alles zerfällt* sei ein großes Buch, aber Achebes Weigerung, über seine langen Jahre in Amerika zu schreiben, eine Enttäuschung. *Das Herz der Finsternis* sei gut, aber strukturell misslungen. Ich fragte ihn nach der Biographie Patrick Frenchs *The World is What it Is*, die er immerhin autorisiert hatte. Er erstarrte. Das Buch, wiewohl sehr gut geschrieben, gehe in dem Ausmaß, wie es ihn als bösen, kleinlichen und unsicheren Mann charakterisiere, erschreckend weit. »Man gibt im Vertrauen so viel preis«, sagte Vidia. »Man erwartet eine gewisse Diskretion. Es ist schmerzlich, es ist schmerzlich. Aber gut, so ist es nun mal. Es wird andere Biographien geben. Das Bild wird korrigiert werden.« Er klang wie ein kleiner Junge, der tapfer einen blutenden Daumen ignoriert.

Der Abend ging zur Neige. Ich sagte: »Ich hatte etwas ganz anderes erwartet.« – »Ach?«, meinte er, die Augen plötzlich wieder verschmitzt. »Und was haben Sie erwartet?« – »Ich weiß es nicht. Nicht das. Ich dachte, Sie würden ungnädig sein und ich unhöflich.« Er freute sich. »Ausgezeichnet, ausgezeichnet. Sie sollten darüber etwas schreiben. Sie sollten es festhalten, damit es andere erfahren. Das wäre auch für Sie von Vorteil.« Diese Kombination aus Eigenliebe, Wohlwollen und listiger Provokation war typisch.

Schließlich, etwa zwanzig Minuten später, kam Nadira, um ihren Mann abzuholen. Die Hand hob sich von ihrem Rastplatz auf meinem Knie. Die gute, alte, feuchtäugige Seele: dem Wort »Nigger« so zugetan, im Mangel an Empathie mit Afrika so scharf, in der Behandlung von Frauen so brutal. Von alledem wusste er nichts. Er wusste nur, dass er nicht ohne Hilfe aufstehen, nicht ohne Hilfe das prächtige Marmorfoyer zum Privatfahrstuhl durchqueren konnte.

Die Stadt unter uns. Ab einer gewissen Höhe kann einen schwindeln, aber man sieht auch Dinge, die einem sonst leicht entgehen.

Ein Platz für Mr. Biswas

Ein Haus für Mr. Biswas, 1961 veröffentlicht, zählt heute zu den bleibenden literarischen Werken des zwanzigsten Jahrhunderts. Es zeichnet sich durch seine epische Länge, seine vollendete Form und zwei Besonderheiten aus: den für ein Epos ungewöhnlichen häuslichen Rahmen und den Schauplatz der Handlung, nämlich die Insel Trinidad, größte der Kleinen Antillen immerhin, aber keineswegs Akteur auf der Weltbühne. Und doch eröffnet dieser enge Fokus dem Autor V.S. Naipaul eine Welt an Erfahrungen und Gefühlen. Der Roman ist episodisch angelegt und aufgeladen mit Konflikten, und sein Held Mr. Biswas konterkariert den heroischen Typus gründlich: Er ist schlau, er ist witzig, aber er ist auch querulantisch, kleinlich und wenig einnehmend. Seine Widersacher, vor allem die Verwandten, sind größtenteils unsympathisch, haben aber durchaus bewundernswerte Momente. Angetrieben wird die Handlung von Biswas' erklärtem Ziel, das besagte Haus des Romantitels zu erwerben, und das erfordert, wie sich zeigt, unendlich verwickelte und langwierige Kabalen.

Von seiner Geburt bis zu seinem frühzeitigen Tod sechsundvierzig Jahre später bewohnt Mr. Biswas eine Reihe von Häusern, die ihm entweder nicht gehören oder den Namen nicht verdienen. Jedes ist ein Problemlösungsversuch, und jede Lösung ist auf eigene Art falsch. Wie ein mythischer Held scheint Mr. Biswas dazu verdammt, bis zum bitteren Ende Irrwegen zu folgen, ehe sich sein Schicksal erfüllen

kann – angedeutet bereits von allerhand schlechten Omen und grimmigen Prophezeiungen, die seine Geburt begleiten, denn er gilt als »verkehrt herum geboren«. Sinnlosigkeit und vergebliche Mühe seiner Fehlversuche verleihen dem Roman eine Komik, die an pikareske und existentialistische Vorbilder erinnert. Vergeblichkeit leuchtet ihm heim. Auf seiner beschwerlichen Reise schleppt Mr. Biswas seine bescheidene Habe und seine wachsende Familie von einer unpassenden Behausung zur nächsten, vom Hanuman-Haus zur Lehmhütensiedlung The Chase, von dort in die Baracken von Green Vale und ins Haus in Shorthills und schließlich in die geteilten Räumlichkeiten von Port-of-Spain. Diese Stationen gelten Mr. Biswas lediglich als Dach überm Kopf. Seine Tragödie besteht nicht allein darin, dass keines ein Haus *für* ihn ist, sondern dass er sich der Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit so schmerzlich bewusst ist. Überwiegend gehören die Häuser der verhassten Familie seiner Frau, den Tulsis. Zwei baut Mr. Biswas auch selbst, aber diese fallen allzu bald ihrer Schädlichkeit und den Elementen anheim: Das eine wird überschwemmt, das andere brennt ab. Selbst aus dem teuren Puppenhaus, das er seiner Tochter Savi kauft, wird im Handumdrehen Kleinholz. Bittere Ironien folgen Mr. Biswas ein Leben lang hart auf den Fersen, die Ungerechtigkeit wächst ins Unerträgliche, und doch ist es ein komisches Buch voll stolpernder Kapriolen, findiger Arglist, pointierter Reden.

Der Roman beginnt mit Erleichterung: Mr. Biswas hat sein Haus gefunden. Wie grausam wäre auch ein Scheitern gewesen, denkt er, »schlimmer noch, gelebt und nicht einmal versucht zu haben, einen Anspruch auf seinen Teil der Erde geltend zu machen; gelebt zu haben und gestorben zu sein, wie man geboren wurde, überflüssig und unversorgt«. Auf dem langen Weg zum Wohnsitz – nachdem das Was und Warum im Prolog abgehandelt wurden, geht es im Roman nur noch

um das Wie – nimmt Mr. Biswas Zuflucht zu verschiedenen Listen. Das beginnt mit dem Namen: Er lautet nicht »Mohun Biswas« wie in seiner verspätet ausgestellten Geburtsurkunde, sondern – so kennen wir ihn von der Wiege an – »Mr. Biswas«. Mr. Biswas muss zahllose Demütigungen hinnehmen, selten aber die, des Minimums an Würde beraubt zu werden, das ihm diese Anrede sichert. Die Wahrung dieses Titels sorgt für gleichermaßen komische wie angespannte Passagen, besonders in den Anfangskapiteln:

An den [auf seine Geburt] folgenden Tagen wurde Mr. Biswas mit Aufmerksamkeit und Respekt behandelt. Seine Brüder und seine Schwester bekamen Ohrfeigen, wenn sie seinen Schlaf störten, und die Beweglichkeit seiner Glieder wurde als wichtige Angelegenheit betrachtet.

Kaum ein Kind wird seinen Geschwistern und Kameraden so vorgezogen, geschweige denn ein Säugling. Doch das strikt gewährte »Mr.« bietet Mr. Biswas Schutz. Bei den seltenen Gelegenheiten, da ihn jemand bei seinem Vornamen ruft, zucken Mr. Biswas und auch der Leser zusammen wie bei einem Fauxpas. Etwa als er mit Tara, der Schwester seiner Mutter, ein Anwaltsbüro aufsucht:

»Name des Jungen?«

»Mohun«, sagte Tara.

Mr. Biswas wurde verlegen. Er strich sich mit der Zunge über die Oberlippe und versuchte, sie seine knubbelige Nasenspitze berühren zu lassen.